

I. 191.

## Gertrud Wolk

Freiburg

### Kriegsende und Besatzungszeit in St. Peter

Sie erlebt das Kriegsende mit achteinhalb Jahren in **St. Peter**. Bis dahin immer Verdunkelung, kein Glockenklang. Ihre Scheuer ist das Lager der landwirtschaftlichen Genossenschaft, an das das Soll an Kartoffeln, Frucht usw. abzuliefern ist. Erst kommen die Ausgebombten aus **Freiburg**, dann die deutschen Soldaten auf dem Rückzug. In der Scheuer Militärlager, zwei Bewacher aus **Ostpreußen**. Lehrer aus dem **Elsass**, Sammeln im Wald. Beten auf dem **Lindenberg** für andere: 50 Pfennig pro Kopf. Im Herbst 1944 kommen sechs, sieben österreichische Soldaten mit Mauleseln: Familienväter, die vorzeitig heimgeschickt wurden. Es werden Schützengräben gegraben. Richtung Uhufelsen steht eine Flak-Stellung. Dann entscheiden sich „einige hohe Militärs“, St. Peter nicht zu verteidigen, sondern die Soldaten in Zivilkleidern heim ziehen zu lassen. Mutter belohnt das mit Speck. Doch viele Waffen und Munition liegen noch da, sie werden in die Schützengräben geworfen und zugeschüttet. Nach den Soldaten kommen die „Nazigrößen“ aus **Freiburg**: „Wie gehetztes Wild und zitternd“, so später die Mutter. „Sie wollten versteckt werden oder bettelten um Essen.“ Im ehemaligen Kloster deutschstämmige Menschen aus **Rumänien**. Danach Slowenen, gehen 1945 wieder zurück. Sie pflegt ein Kindergrab von ihnen. Dann kommen die Franzosen, fast alles Dunkelhäutige. Sie darf auf dem Panzer sitzen, bekommt eine Frucht: „Ich hatte so etwas Gutes noch nie gegessen.“ Gutes Verhältnis, Mutter wäscht für sie. Danach hauptsächlich Algerier, lassen deutsche Frauen nachkommen, viel Alkohol, feiern Gelage. Wollen Hühner, doch die sind gut versteckt. Zum Schluss „richtige“ Franzosen, „einigermaßen rücksichtsvoll“, doch die Weißbrotreste im Teller werden mit Zigarettenasche zugedeckt. Im Winter 1945/46 lagert große Zahl deutscher Kriegsgefangener mitten auf der großen Wiese hinterm Gasthaus „Kreuz“, einige Wochen unter freiem Himmel. Eines Morgens sind sie plötzlich weg. Not auch in St. Peter. Keine Schuhe, Holzschuhe, Holzsohlen. Hamsterer, bis zu 40 am Tag. Mutter gibt allen etwas. Der Kunstmaler Ernst Ries (1884-1962) will nicht betteln, fragt nur nach Wasser. Bekommt Essen, schenkt ihnen später ein paar Bilder. Am 15. 1. einzelne Bombe neben den Doldenhof auf dem **Kandel**: Fünf Tote, darunter drei Kinder.

Über ein halbes Jahrhundert haben wir - Gott sei Dank -, wenigstens was unser Land betrifft, ohne Krieg leben dürfen. Eine so lange Friedenszeit war unseren Vorfahren nie vergönnt. Die Welt meiner Kinderzeit war aber noch von Kriegsende, Zusammenbruch und Besatzungszeit geprägt. Für meine Kinder und Enkel habe ich aufgeschrieben, was davon noch in meiner Erinnerung ist.

April 1999

Meine früheste Kriegserinnerung ist die Traurigkeit und Bedrücktheit meiner Eltern, als Gerhard Braun, der oft bei uns war, einrücken musste. Meinen ersten großen Schmerz empfand ich selbst, als er später am 18.1.1944 fiel und Mutter mir erklärte, dass Gerhard nicht mehr komme und tot sei.

Jeden Abend wurden auch in meinem Heimatdorf St. Peter alle Fenster „verdunkelt“: Zwischen zwei Holzlatten wurden dicke, schwarze Papierrollen, die tagsüber am oberen Fensterrand befestigt waren, heruntergelassen. An keiner Stelle durfte Licht nach außen dringen. Wer dies nicht genau befolgte, musste mit einer Anzeige rechnen.

Bis ich 8 ½ Jahre alt war, hatte ich nie ein beleuchtetes Haus oder gar eine erhellte Straße gesehen. Eine Folge dieser Tatsache ist es, dass nach meinem Gefühl noch heute eine völlig dunkle Straße nachts das Normale bedeutet und eine erhellte mir immer wieder als etwas Fremdes oder Außergewöhnliches bewusst wird.

Auch das Geläute von Kirchenglocken kannten wir Kinder meiner Altersstufe nicht. Die großen Glocken unserer Kirche waren längst weggeführt, um für Kriegszwecke eingeschmolzen zu werden. Nur ein kleines Ersatzglöckchen bimmelte auf dem Hahntürmchen.

Da damals auch in der Dorfmitte fast jedes Haus eine kleine Landwirtschaft hatte, hörte man statt dessen noch die Glocken der Kühe, die auf dem Weg zur Weide den Dorfstraßen entlang und über den Dorfplatz zogen. Auf den Straßen und Feldern vernahm man kaum noch Motorengeräusche, dafür aber ertönten an den Sommerabenden von den Höfen her und auch im Inneren des Dorfes die gleichmäßigen Schläge des Dangelns der Sensen.

Für die Bauern und auch für die kleinen Landwirte galten nun strenge Abgabevorschriften. Jede Landwirtschaft hatte das für sie festgesetzte Soll an Kartoffeln, Frucht und anderem abzugeben. Unsere große Scheuer, die 1966 abgerissen wurde, war damals das Lager der landwirtschaftlichen Genossenschaft. Hier waren die Sammelstelle und die Zwischenlagerung. An manchen Tagen stauten sich hier viele Fuhrwerke, um den geforderten Teil der Ernte abzuliefern.

Streng vorgeschrieben war auch, ob ein Haushalt im Jahr nur eines oder mehrere Schweine schlachten durfte. Da die Feldarbeit ohne Maschinen aber sehr kräftezehrend war und auch die Mithelfenden verköstigt werden mussten, wurde in manchen Häusern ein eigenes Schwein mehr, also "schwarz", geschlachtet. Dies war aber sehr riskant und ging nicht ohne große Ängste ab.

Mehr und mehr hörte man nun das Brummen der feindlichen Flugzeuge über uns hinweg. Unheimliche Gefühle und Vorahnungen riefen in mir auch die als "Lametta" bezeichneten Silberstreifen hervor, die von feindlichen Flugzeugen zur Störung des Funkverkehrs abgeworfen wurden und überall auf Wiesen und Feldern lagen.

Gut erinnere ich mich an den 27. November 1944, den Tag des Großangriffs auf Freiburg. Wir standen still unter dem großen Birnbaum vor unserem Haus und schauten zum Himmel, der sich im Westen immer mehr in rote Glut verwandelte, nachdem vorher wie schon oft ganze Heere von „Bombern“ in dieser Richtung geflogen waren. Unsere Mieter, „der Schirpaule“ und seine Frau, waren dabei. Der Paule zitterte vor Erregung. Meine Schwester Agnes hatte ihren kleinen Koffer mit der Puppe und einigen wichtigen Dingen mit herausgenommen. Danach griff sie immer wieder, wenn sie Angst hatte. Es war nach 20 Uhr. Wir gingen dann hinein, setzten uns um den Kachelofen und beteten den Rosenkranz, wie man das damals an Winterabenden im Schwarzwald häufig tat.

Am nächsten Morgen kamen immer mehr Leute zu Fuß über den Roßkopf von Freiburg her, weil dort alles brannte. Manche hatten ein kleines Wäglele dabei. Bekannte kamen auch, Frau und Herr Gasser; sie hatten beim Baumeister eine Wochenendwohnung. Sie zeigten ihre Manteltaschen: Das sei alles, was sie gerettet hätten. Sie seien aber dankbar, dass sie noch lebten.

Die Zeichen des Krieges näherten sich. Immer mehr deutsche Soldaten kamen nach St. Peter herauf. In unserer Scheuer hatte das Militär vieles gelagert (Hunderte von kleinen Elektroöfchen z. B.). Zur Bewachung wohnten bei uns die Soldaten Herr Geißler und Herr Bastube. Sie aßen auch bei uns am Tisch. Wir hatten seit einiger Zeit einen kleinen Volksempfänger. Er stand im Herrgottswinkel. Der Zeiger durfte nie bei Radio Beromünster stehen bleiben. Diesen verbotenen Auslandssender hörten alle am meisten, aber nur unter größter Vorsicht.

Einmal mussten wir beim Mittagessen rasch aufstehen. Alle, die hinter dem Tisch saßen, mussten Herrn Geißler rasch durchlassen, er wollte hinaus. Als er zurückkam, hatte er ganz verweinte Augen. Am Radio hatten sie das Ostpreußenlied gespielt: „Land der dunklen Wälder“. Die beiden schon etwas älteren Männer waren Ostpreußen. Dieses Erlebnis zeigte mir als Kind wieder, was Krieg ausmacht.

Einmal war es Herrn Geißler schlecht. Mutter holte ihm den Schnapsschlegel mit dem eigenen Kirschwasser von unseren Bäumen. Das half bald. Aber es wurde Herrn Geißler nun immer öfter schlecht, bis Mutter ihn durchschaute, dass er doch recht gesund aussah beim Holzspalten.

Fast in jedem Haus - wo immer man Platz hatte - hatte man schon seit längerer Zeit auch „Evakuierte“ aufgenommen: Das waren Familien aus den Städten. Wir kannten mehrere Familien aus dem Ruhrgebiet. Die Kinder besuchten mit uns die Schule. In unserer Familie hielten sich oft unsere entfernten Verwandten aus Freiburg auf. Vater und zwei Söhne waren „im Krieg“, Mutter und jüngere Tochter lebten zeitweise bei uns, weil sie sich hier vor Bomben sicherer glaubten als in Freiburg.

Zu meinem Schuleintritt schickte mir mein Göddi, der damals als Militärarzt in Norwegen war, von dort einen Schulranzen, wie ihn die norwegischen Schulkinder hatten. Alle drei Lehrpersonen an unserer Schule kamen aus dem Elsass, das 1940 nach der Eroberung Frankreichs dem deutschen Reich angegliedert worden war. Badische Lehrerinnen und Lehrer unterrichteten dafür im Elsass.

Häufig wurde unsere normale Schularbeit unterbrochen. Mit unseren Lehrpersonen zogen wir dann, beladen mit Körben, in den Wald, um Brombeerblätter zu sammeln. Auf dem Weidberg beim Lindenberg holten wir Schlehenblüten. Alles wurde auf dem Speicher über unseren Schulsälen getrocknet. Wir, die jüngsten Schüler, durften dort die Pflanzen immer wieder wenden. Auch zum Kartoffelkäfersammeln war unsere Klasse mit der Lehrerin unterwegs.

In vielen Familien unserer Dorfgemeinschaft herrschten große Sorgen um die Männer, Väter und Söhne an der Front. Nachrichten von ihrem Tod oder Vermisstmeldungen verbreiteten sich rasch von Haus zu Haus.

Immer wieder rief Rosale, eine alleinstehende, alte Wollspinnerin, die beim Baumeister wohnte, vier bis sechs Kinder, die in meinem Alter oder auch etwas älter waren, zusammen. Wir gingen dann mit ihr am Nachmittag auf den Lindenberg, um im Auftrag einer Familie in deren Anliegen zu beten. Meistens betrafen diese Anliegen Familienangehörige an der Front oder in der Gefangenschaft. Auf dem Hin- und Rückweg beteten wir jeweils zusammen einen Rosenkranz. Die besorgten Verwandten hatten Rosale ein paar Mark gegeben. Einen Teil davon, etwa 50 Pfennig für jedes Kind, teilte sie vor unserem Auseinandergehen an uns aus.

Im Herbst 1944 erschienen plötzlich bei uns sechs oder sieben Soldaten mit einem Wagen voll Proviant und mehreren Mauleseln. Es waren alles Österreicher, Familienväter, die zu Hause acht und mehr Kinder hatten. Ein Vorgesetzter hatte sie mit den Esswaren zurückgeschickt. Sie sollten ihren Familien erhalten bleiben. Sie waren drei Monate bei uns. Mit den Maultieren fuhren sie unseren Mist auf die Felder und halfen, wo immer es nötig war. Unsere Eltern empfingen sie mit offenen Armen und erwähnten, wie sehr wir, die ehemaligen Vorderösterreicher, und unsere Gäste doch zusammenpassten.

Der Älteste hieß Herr Eichkorn. Er war auch der einzige, der von mir kleinem Mädchen „Busserl“ bekam. Die anderen boten mir aus Scherz allerlei, auch große Geldscheine, umsonst an. Auch ihre vielen Bilder von ihren eigenen kleinen Kindern daheim, die sie uns immer zeigten, halfen da nichts. Viele Bilder hatten sie von Theateraufführungen ihrer Kinder. Die österreichischen Männer führten auch Neuerungen bei uns ein. Unser Tischgebet wurde jetzt mittags und abends verlängert um das Gebet „Der Engel des Herrn“, was sehr lang dauerte für uns Kinder.

Im Josephshaus waren BDM-Führerinnenkurse untergebracht. Am Sonntagnachmittag spielten die Mädchen für uns Kinder. Meine Eltern hatten streng verboten, dass wir dahin gingen. Nach der Nachmittagsandacht ging ich trotzdem einige Male dazu. Wir hatten unterdessen schon länger keine Schule mehr, und die Gemeinschafts- und Theaterspiele zogen uns gewaltig an.

Unser Vikar Lockheimer versammelte uns Kinder einmal in der Woche, wobei wir besonders viel sangen. Alle weiteren Anregungen empfingen wir aus unserer Familie. (Wir hatten etwa zwei Jahre

lang keine Schule.) Die Buchstaben hatte ich noch im Unterricht gelernt. Das Zusammenlesen und Erlesen fremder Texte lernte ich beim gemeinsamen Lesen im Magnifikat im Gottesdienst.

Im ehemaligen Klostergebäude waren nun deutschstämmige Menschen aus Rumänien untergebracht. Zwei Frauen von ihnen kamen oft zu uns, um mitzuhelfen. Danach wohnten dort Slowenen. Anton Seitz, ein fünfzehnjähriger slowenischer Junge, den wir alle sehr gern hatten, wohnte und half bei uns, bis diese Volksgruppe 1945 wieder in ihre Heimat zurückging. Nur ihre Gräber blieben zurück. Da einige davon nun nicht mehr gepflegt wurden, erlaubte mir meine Mutter, das Kindergrab der kleinen Lina Martin längere Zeit selbständig von Unkraut frei zu halten und zu schmücken. Über diese kleine Aufgabe war ich sehr stolz und glücklich.

Mit großem Staunen hörten wir Kinder den Erwachsenen zu, wenn sie erzählten, wie eigentlich ein Kaufladen in normalen Zeiten aussehe. Im heutigen Dorflädele Martin war außer wenigen Zeitungen, einigen Schulheften aus schlechtem Papier mit Holzfasern und Briefumschlägen gar nichts zu sehen.

Kleider und Wäsche gab es nicht mehr zu kaufen. Gelegentlich konnte man dafür einen "Bezugsschein" erhalten. Die Menschen erwiesen sich in der Not aber als erfinderisch. Altes wurde immer wieder umgearbeitet; aus Bettüchern wurde Neues genäht; viele trugen Mäntel, die aus feldgrauen Militärdecken selbst hergestellt waren. Solche Decken konnte man am ehesten noch irgendwo auftreiben. Wurden uns Kindern Kleider und Mäntel zu kurz, so konnte man diese immer wieder mit einem Stoffstreifen verlängern. Bei Schuhen aber ließ sich aber dieses Mittel nicht anwenden.

Im Sommer gingen fast alle Kinder auch barfuß zur Schule, manchmal auch zur Kirche. "Holzkläpperli" spielten für uns eine große Rolle. Dies waren dicke Holzsohlen mit angenagelten Riemchen. Im Winter trugen wir auch "Holzschuhe", Lederschuhe mit Holzsohlen, die wie auch die Lederschuhe oft von den Schuhmachern des Dorfes hergestellt wurden.

Da man neue Schuhe nicht mehr kaufen konnte, bedrängte jeder den Schuhmacher, seine alten kaputten und abgelaufenen wieder zusammenzuflicken und noch ein weiteres Mal zu sohlen. In der Schuhmacherwerkstatt unseres Mieters hatte sich aus diesem Grunde ein Haufen aus reparaturbedürftigen Schuhen angesammelt, der vom Boden bis bald zur Decke reichte.

Zu meiner Erstkommunion am Weißen Sonntag 1946 brauchte ich dringend ein Paar Schuhe. Eine Tante, das „Hannisenbäsle“ verhalf uns dazu: Wie viel Butter und Speck mag sie wohl dafür gegeben haben, um für mich diese neuen, schwarzen Halbschuhe einzutauschen oder herstellen zu lassen, die ich zu Tracht und Schäppel tragen durfte? Fast alle Mädchen der Erstkommunikanten trugen damals am Weißen Sonntag noch die Schäppeltracht. Ich trug diese Schuhe noch, als sie mir schon viel zu klein waren, denn wieder war es schwierig, ein größeres Paar zu bekommen.

Am Nachmittag meines Erstkommuniontages 1946 konnten wir Kinder mit unseren Angehörigen wieder den traditionellen Gang auf den Lindenberg antreten. Im Jahr davor war er wegen der gefährlichen Kriegslage ausgefallen.

Die Lebensmittelkarten holten wir zwar ab, aber sie hatten für uns als Landwirte wenig Bedeutung, da wir als Selbstversorger galten. Von Monat zu Monat kamen immer mehr „Hamsterer“ aus der Stadt an unsere Tür. Noch mehr waren es später nach dem völligen Zusammenbruch 1945 bis zur Währungsreform im Sommer 1948. Meine Mutter wollte niemanden ohne eine Gabe weggehen lassen, wenn es jeweils auch nur ein paar Kartoffeln waren oder ein Löffel Fett. An manchen Tagen kamen 30 bis 40 Nahrungssuchende.

Ich selbst bewunderte besonders die Ordnung, die in den Rucksäcken und Taschen der Hamsterer, herrschte. Ein Karton nur für Eier. Immer wieder kam ein einzelnes hinzu. Eine Blechbüchse für Schmalz, dem Inhalt sah man an, dass er sich aus je einem Esslöffel Fett aus vielen besuchten Höfen zusammensetzte. Wollte man besonders den Kindern etwas zum sofortigen Essen geben, dann baten sie darum, dies doch lieber mitnehmen zu dürfen.

Ein älterer Herr versetzte uns Kinder in Erstaunen. Er klopfte an und hatte eine Bitte. Er bat darum, von draußen vom fließenden Brunnen vor dem Hause Wasser mitnehmen zu dürfen für seine Aquarellmalereien im Freien. Meine Eltern erfassten den Sinn dieser sonderbaren Bitte sogleich: Es waren gerade ältere Menschen wie er, die es nicht fertig brachten, um Esswaren zu bitten. Sie aber hungerten daher am meisten. Wir luden den Herrn zum Mitessen ein. Er kam noch viele Male vorbei und brauchte nicht mehr um das Brunnenwasser zu bitten.

Ich weiß nicht, wer sich mehr freute, er oder ich, als sich herausstellte, dass er der Maler der bunten Bilder meiner Erstklassfibel war, in der ich gerade Buchstaben übte. Er war der Freiburger Kunstmaler Ernst Ries (1884 – 1962). Mehrere seiner Bilder schenkte er uns später. Eines davon hängt noch heute in unserem Zimmer. Manche Hamsterer übernachteten auf unserem Heustock oder im Futtergang, da viele von ihnen zu Fuß kamen.

Privatautos gab es damals überhaupt nicht. Die Verkehrsverbindung nach Freiburg hielt nur noch das Milchauto von Frau Maria Schott aufrecht. Da ihr Mann im Krieg war, wuchtete sie Tag für Tag die riesigen, schweren Milchkannen auf ihren kleinen Lastwagen. Auf den Bankreihen rechts und links auf der offenen Ladefläche drängten sich die Mitreisenden und waren dafür dankbar, mitfahren zu dürfen. Auch ich habe auf diese Weise die Trümmerstadt Freiburg kennen gelernt.

Meistens führten wir Kinder frühmorgens die Milch unserer Kühe zur Milchhaltestelle beim Gasthaus „zum Kreuz“. Pro Kuh musste täglich eine bestimmte Menge Milch abgegeben werden. An einem Morgen in den letzten Kriegswochen, an dem zufällig meine Mutter die Milch wegbrachte, wartete dort auch ein Polizist mit einem schlotternden und sehr verwahrlosten Mann auf den Abtransport. Mutter kannte ihn. Es war Herr Frank, der im Heidenschloss auf der Platte, einem Haus ganz in der

Einsamkeit, wohnte. Er war nach seinem Heimaturlaub in den letzten Kriegswochen nicht mehr an die Front zurückgekehrt. In einem Loch, das mitten im Wald am Fuße eines Baumes gegraben war, versteckte er sich.

Die Polizei hatte nach ihm zu Hause und in der Umgebung seines Hauses gesucht. Neuschnee hatte alles zugedeckt. Keine Gefahr. Doch da, mitten auf der weißen Schneefläche ohne jeden Weg oder Fußstapfen, lag eine Zigarettenschachtel. Sie hatte sein Versteck verraten. Nun würde er umgebracht werden, befürchteten alle. Ob Herr Frank seine Rettung vernünftigen Menschen zu verdanken hatte oder ob das Kriegsende einfach schneller war als die Todesstrafe, habe ich nie erfahren. Herr Frank kam zurück und lebte noch einige Jahre im Heidenschloss.

Meine Schwester Agnes und ich hatten im Sommer beim Küehüten oft Angst vor den Tieffliegern. Mit schrillum Motorengeräusch erschreckten uns Einzelflugzeuge besonders, wenn wir auf unserer Wiese auf dem Hochgericht hüten mussten.

Am 15. Januar 1945 fiel aus einem einzelnen Flugzeug eine tödliche Bombe neben den Doldenhof auf dem Kandel. Großvater, Vater und zwei Kinder, die gerade mit dem Fuhrwerk wegfahren wollten, und die kleine Marie, die eben vom Kommunionunterricht kam, waren gleich tot.

Immer mehr deutsche Soldaten zogen dann über St. Peter. Es hieß, man wolle sich hier oben noch einmal sammeln und Widerstand leisten. Es erschien alles sehr gefährlich, um unser Haus wurde überall geschantzt. Richtung Uhufelsen (hinter dem Sauwasen) war eine Flak (Flugabwehrkanone) installiert, die ich mir noch gut vorstellen kann. Ein Maß dafür, wie beunruhigt unsere Eltern waren, war für mich, dass wir am Sonntag nicht mehr in den Nachmittagsgottesdienst durften. Überall liefen bewaffnete Soldaten umher.

An einem Vormittag sahen wir mit Erstaunen, wie Mutter mit dem großen Messer in die Räucherammer ging und ein ganz großes Stück Speck abschnitt von der Speckseite. Strahlend überreichte sie es einem Soldaten und tat ganz geheimnisvoll. Dann suchte sie für ihn noch alte Männerkleider, worauf er verschwand. An diesem Morgen hatten sich einige hohe Militärs besprochen, dass sie die Truppe auflösen wollten; die Soldaten sollten versuchen zu fliehen. Zwei Tage vorher hörte man noch sagen, man habe viel Munition in die Klostergebäude verbracht für den Widerstand. Von hier aus sollte noch ein letzter Angriff von deutscher Seite versucht werden. Die Nachricht von der Auflösung hatte der Offizier meiner Mutter zuerst erzählt, um schon Zivilkleidung zu erhalten, bevor alle anderen Soldaten das auch erfuhren und Kleider brauchten.

Kurz darauf versuchten alle Soldaten wegzukommen. Es waren viele ältere Volkssturmänner vom Kaiserstuhl dabei. Einige baten uns, verschiedenes bei uns unterstellen zu dürfen, was sie auf der Flucht behinderte. Sie holten es zum Teil später nach dem Zusammenbruch wieder ab. Da alle ihre Gewehre und Munition einfach fallen und liegen ließen, sah es überall gefährlich aus. Da meine Eltern Angst hatten, mit all dieser Munition den kommenden Besatzern in die Hände zu fallen, begannen die



Erwachsenen, alles wegzuschaffen. Wagenweise fuhren sie die Gewehre und Kisten weg. Vieles wurde einfach in die Schanzlöcher gebracht und zugedeckt, immer unter größter Angst, es könnte etwas entschert sein und explodieren. Meine Mutter und unser Knecht Wilhelm und dessen Schwester Luise Rombach haben mit Wagen und Kühen davor viel Munition weggefahren. Ich glaube, später hat man sie wieder ausgegraben.

Nachdem die deutschen Soldaten fort waren, kam eine andere Gruppe: Von Freiburg erschienen über den Roßkopf „Nazigrößen“, die flohen: Wie gehetztes Wild hätten sie ausgesehen und gezittert, erzählte Mutter später. Sie wollten versteckt werden oder bettelten um Essen.

An einem Mittag im April kamen dann die Franzosen. Mit mehreren Panzern und Lastwagen fuhren sie vor unserem Haus vor. Wir hatten an diesem Tag große Wäsche. Man wusch ja nur alle fünf bis sechs Wochen, soweit ich mich erinnere. In der Küche stand der große Waschzuber auf den Hockern. Rosale, eine alte Frau mit etwa 84 Jahren, half wie immer beim Waschen. Die Frauen hatten überall große Angst vor den „Feinden“, vor allem die Mädchen. Deshalb sagte Rosale, sie wolle vor die Küchentür stehen. Sie meinte, sie könne so die Franzosen abschrecken und dadurch die anderen Frauen schützen. Ich sehe Rosales Gesicht heute noch vor mir, wie sie am Zaun neben der Küchentür stand mit einem kämpferischen, fast verschmitzten Ausdruck.

Die allerersten, die da kamen, waren weitgehend Schwarze. Um uns Kinder hatte Mutter keine Angst, uns würde niemand etwas tun. Eine andere Erinnerung an diesen Tag habe ich noch. Ich saß als achteinhalbjähriges Mädchen auf einem Panzer, der auf der kleinen Wiese vor unserem Haus stand. Ein Schwarzer hatte mich mit hoch genommen. Er wollte mir etwas geben. Er hatte eine Frucht, die er aus mehreren Papieren wickelte, die fütterte er mir. Ich hatte so etwas Gutes noch nie gegessen. Ich kannte ja damals weder Schokolade noch Südfrüchte. Aber auch bisher hat mir nie mehr etwas so großartig geschmeckt.

Die Panzer zogen bald wieder ab. Aber immer wieder kamen Franzosen durch, sie suchten vor allem Hühner. Wir hatten unsere wohlweislich gut versteckt hinter einem vernagelten Verschlag von alten Brettern über dem Schweinestall. Einen Zugang gab es nur durch eine Höhle im Heu vom Heustock her, die hat niemand gefunden.

Wenn nun die Soldaten nach Hühnern fragten, sagte Mutter: „Kamerad, les poules kaputt!“ Diesen Satz hat sie gut geübt. Das glaubten die Franzosen nicht. Sie wollten durch das Haus gehen und selber schauen. Sie gingen auch durch den Schweinestall. Die alte Bretterwand ließ keinen Verdacht aufkommen. Aber dennoch konnten wir fast nicht mehr atmen vor Angst. Wir brachten wohl die Schweine bewusst in Unruhe. Aber es war ein glücklicher Zufall, dass gerade keines der Hühner gackerte oder sonst Krach machte. Bisweilen hatten wir aber auch die Schweine versteckt.

Am Dorfende an der Straße nach Glottertal lag eine unserer Wiesen, auf der ich im Sommer unsere vier Kühe hüten musste. Über diese Straße fuhren oft in endloser Folge Militärautos voll geladen mit

Soldaten, viele davon waren Afrikaner. Besonders bei trübem oder nebligem Wetter, wenn ich die zwei Häuser, die in der Nähe standen, nicht sehen konnte, hatte ich dabei große Angst. In diesem Fall suchte ich mir selbst zu helfen. Heimlich nahm ich von zu Hause einen Rosenkranz mit und hielt ihn, wenn ich mich sehr fürchtete, hoch. Ich meinte, auch Feinde würden einem Kind nichts tun, wenn sie sehen, dass es einen Rosenkranz hat.

Im Herbst 1945 bekamen wir dann Besatzung für mehrere Monate ins Haus gelegt. Es waren wohl so zwischen sechs und zehn Mann. Unsere große Scheuer war wieder voller Munition, die dauernd bewacht werden musste.

Es waren drei Gruppen, die nacheinander bei uns wohnten. Zuerst waren es zumeist schwarze Afrikaner, auch Marokkaner. Zu ihnen hatten wir ein gutes Verhältnis. Mutter wusch gerne manchmal für sie. Sie konnte so zu Kernseife kommen, was es seit langem nicht mehr gegeben hatte. Zum Auswaschen einer Wunde war sie aber für uns sehr wertvoll und niemand wusste, wie viele Jahre man noch auf so etwas verzichten musste. Bis dahin hatte ich nur die schäbige Waschseife gekannt, die Mutter selbst herstellte.

Nach einiger Zeit wurden diese Leute von einer Gruppe abgelöst, die zu den Franzosen, die im „Hirschen“ ihre Zentrale hatten, kein gutes Verhältnis hatten. Sie kamen aus den französischen Kolonien, hauptsächlich aus Algier. Darum ihre Wut auf die Franzosen. Vor diesen Nordafrikanern hatten wir Angst. Sie erschienen uns aggressiv und unberechenbar. Regelmäßig kamen einige junge Frauen (deutsche) aus dem Ort, wo diese Soldaten vorher logierten. Offensichtlich fühlten sich diese Mädchen, die dann tagelang in den zwei Zimmern mit den Soldaten wohnten und nächtigten, von uns und Luise, die sich als 16-jähriges Mädchen immer freundlich, aber entschieden verhielt, nicht voll verstanden. So kam es zu einem schlechten Verhältnis der Soldaten zu uns.

Einmal brachten sie eine große Menge Schnaps, den sie mit den Mädchen aus unseren großen Kaffeetassen tranken. Als es diesen bald darauf übel wurde und sie sich von den Verehrern die Treppe herunter ins Freie tragen lassen mussten, um sich zu übergeben, da hat Mutter wohl missbilligend das Gesicht verzogen. Sie hat wohl gedacht: „Kein Wunder, wenn man tassenweise Schnaps trinkt!“

Einer muss das gesehen haben. Im Rausch griff er zum geladenen Gewehr und zielte auf Mutter. Sie war zwischen unserem großen Backofen und dem Küchenschrank in der Küchenecke eingezwängt. „Warum du lachen“? schrie er in Wut. Es war eine Sache von Sekunden, ein Kamerad schlug ihm im letzten Augenblick das Gewehr aus der Hand. Wir suchten bei den Vorgesetzten im „Hirschen“ um Hilfe. Sie könnten hier leider gar nichts machen, ließen diese uns übersetzen. Wir sollten uns hinter diese Mädchen stellen und ihre Hilfe suchen. Man sagte uns auch, an dem Ort, an dem diese Gruppe zuvor gewesen sei, sei ein Bauer erschossen worden. Da habe kein Hahn danach gekräht. Diesen Ausdruck weiß ich noch wörtlich.

Nie werde ich die Weihnachtsnacht 1945 vergessen! In unserer Stube fand am Heiligen Abend ein großes Gelage statt. Von unserem letzten Fett hatten die Männer vorher große Mengen Pommes frites gebacken. Sie brachten wieder in Mengen Alkohol. Es waren auch weitere Soldaten da, die nicht dauernd bei uns wohnten.

Gegen Mitternacht waren sie alle voll betrunken. Um das bisherige Geschrei und Gegröle noch zu überbieten, fingen sie an, in unserer Küche alles kurz und klein zu schlagen: Geschirr, Fensterscheiben und auch einen der großen gusseisernen Töpfe, die zu unserem uralten, sehr schönen Herd gehörten. Ich glaube, er fasste 15 bis 20 Liter. Wir waren oben in unseren Schlafzimmern und hörten alles mit an.

Jetzt ließ sich aber mein halb gelähmter Vater nicht mehr halten. Er wollte Einhalt bieten. Er öffnete die Zimmertüre zur Treppe. Sie war sonst durch ein altes, sehr starkes Schloss versperrt. Vater sprach etwas französisch. Er war im Ersten Weltkrieg Soldat in Frankreich und hatte von dort die Anlage zu seiner späteren Krankheit mitgebracht. „Doucement“, rief er die Treppe hinunter.

Da kam das ganze betrunkene Volk heraufgestürmt. Vater war gerade noch ins Zimmer zurückgekommen. Aber einer hatte den Fuß in der Türe. Alle stürzten ins Zimmer. Ich hatte mein Zimmer neben dem meiner Eltern. Eine kleine Türe, die offen war, verband beide Kammern. „Ich hole Pulver“, schrie einer auf Deutsch. Die Kammer der Männer war hinter der Türe im Gang gegenüber. Dort standen immer alle ihre Gewehre.

Nun fing ich überlaut an zu heulen. Und es war wie ein Wunder. Die ganze betrunkene Horde war schlagartig still. Sie kamen sachte zu mir ins Zimmer herein: „Du nix weinen. Wir nur Kartoffel gegessen in Küche“, sagten sie und versuchten, mich zu beruhigen. Dann zogen sie sich in ihre Zimmer zurück, und es blieb völlig ruhig.

Einige Zeit danach kam dann die dritte Gruppe. Das waren nun richtige Franzosen. Sie waren einigermaßen rücksichtsvoll, und wir konnten aufatmen. Von einem Nachbarn, dem Baumeisterfrieder, ließ ich mir eine Reihe französische Wörter in Ausspracheform aufschreiben: Löffel, Messer usw.; auch: Haben Sie gut geschlafen? Die Franzosen hatten Spaß daran, dass ich diese Wörter wusste. Sie schenkten uns Kindern auch manchmal etwas Schokolade, die erste in unserem Leben. Aber verstehen konnten sie unsere Notlage nicht: Weißbrot hatten wir noch nie gegessen (wenigstens schon lange nicht mehr). Wir aßen Schrotbrot. Das Mehl konnten wir mit unserer Schrotmühle mahlen, die auf Schweinefutter eingestellt war. Das Schrotbrot war immer etwas feucht, da wir nur Roggen zum Schroten hatten.

Die Franzosen brachten eine Menge Baguettes mit dem Essen, das sie immer im „Hirschen“ holten. Sie aßen aber immer nur ein paar Bissen von jedem Stück. Den Rest ließen sie in den Tellern liegen, und - als müsste das so sein - jedes Reststück, das wir so gerne gegessen hätten, wurde dann mit Zigarettenasche bedeckt. Das ist meine Erinnerung an die dritte Gruppe - die Franzosen.

Ich glaube, im Frühjahr (März) 1946 wurde die Munition aus unserer Scheuer abgezogen, und damit waren wir endlich wieder allein in unserem Haus.

Im Winter 1945/46 lagerte eine große Zahl von deutschen Kriegsgefangenen mitten auf der großen Wiese hinter dem Gasthaus „Kreuz“. In kreisrunder Anordnung standen die Männer dort einige Wochen lang unter dem freien Himmel ohne jede Plane oder irgendeinen Schutz vor Niederschlägen oder Kälte. Bewaffnete Soldaten der Sieger bewachten sie so, dass niemand zu den Männern hat vordringen können.

Tagtäglich hatten wir die Armen genau in unserem Blickfeld. An einem schönen Morgen waren alle verschwunden. Ich weiß noch gut, dass dort, wo sie gestanden hatten, noch viele Monate lang kein Gras mehr wuchs. Eine grauenvolle runde Spur blieb dort als Wüste mitten auf der grünen Wiese zurück. In den Herzen dieser Gefangenen blieb diese Spur wohl noch viel länger eingegraben.

In vielen Familien wartete man noch immer auf vermisst gemeldete Angehörige und auf solche, die sich noch in Kriegsgefangenschaft befanden.

Am Dreikönigstag des Jahres 1947 zogen wir Dorfkinder mit unserem Vikar Eugen Biser unserem neuen beleuchteten Stern nach, der zu diesem Tag aus Holz angefertigt worden war. Wir gingen durch den Schnee zu kranken Menschen des Dorfes, um für sie zu singen, so auch auf den Hornhof. Dort waren zwei Söhne sehr krank aus der russischen Gefangenschaft heimgekehrt. Der eine saß in der Stube auf der Ofenbank. Er war als Folge des Hungers sehr stark von Wasser aufgeschwemmt. Mit traurigen Augen hörte er uns zu und sagte kein Wort. Wenige Monate danach ist er gestorben. Sein Bruder starb im folgenden Jahr ebenfalls an den Folgen der Gefangenschaft.

Ein einprägsames Erlebnis der ersten Nachkriegszeit waren für mich die Passionsspiele hoch oben auf dem Trümmerberg der Nordseite des Münsterplatzes in Freiburg. Wir durften mit unserer Schulklasse dorthin gehen. Es war gar nicht leicht, über Schutt und Geröll, das den ganzen Münsterplatz bedeckte, unsere Plätze zu erklettern, von denen aus wir, auf Trümmersteinen sitzend, zuschauen durften.

Wir Kinder meiner Altersstufe konnten uns von normalen Friedenszeiten kein Bild machen, wenn wir zum Glück auch nicht das erleben mussten, was viele Gleichaltrige an Vertreibung, Bomben und Hunger durchmachten.

Ich glaube, für uns Kinder kam es hauptsächlich auf das Verhalten der Erwachsenen um uns herum an. Waren sie verzweifelt oder mutlos, dann wurde alles für uns sehr schlimm; hatten sie Gottvertrauen, Zuversicht und Mut, brauchten wir auch keine Angst zu haben.

**Gertrud Wolk**